

Ein Requiem für die Lebenden



Menschen im Fegefeuer – die Bürde ihres Lebens muss von ihnen abgearbeitet werden und schmilzt allmählich wie Wachs.

Bilder: © Edyta Dufaj

Ohren aus Wachs rücken ins Licht. Wenn für die szenische Aufführung von Giuseppe Verdis «Messa da Requiem» Tanz, Schauspiel und Oper des Theaters St. Gallen verschmelzen, bleibt am offenen Ende des Dramas doch nur die Musik selber.

Von Zeit zu Zeit scheinen sich Bühnenkünstler Aufgaben zu stellen, die sie sich eigentlich gar nicht stellen müssten. Niemand vermisst bei einer Aufführung von Giuseppe Verdis «Requiem» die Inszenierung. Bewiesen hätte das auch der magistrale Auftritt der Chöre des Theaters St. Gallen und des Theaterchors Winterthur, des hervorragenden Solistenquartetts zusammen mit dem Sinfonieorchester St. Gallen. Unter der Leitung von Modestas Pitrenas ist eine musikalisch klar konturierte, klanglich differenzierte und emotional dichte Aufführung zu erleben, inspirier-

tes Musizieren durch und durch.

Und die Inszenierung? Sie hat gewiss Anteil gerade an dieser überwältigenden musikalischen Energie der Aufführung, weil sie nicht nur illustratives Beiwerk zum oratorischen Ereignis ist, sondern in den Mitwir-

kenden identifikatorische Kräfte freisetzt. Im «Dies irae» erlebt man die Wut einer aufgebrachten Menge, deren Empörung einen Adressaten hat. In der szenischen Imagination verkörpert der Bass-Solist dieses Ziel des Volkszorns. Er ist, wie die

anderen Solisten auch, eine reale Figur und hat seine dunkle Geschichte, mit der er zurecht kommen muss.

Grenzsituationen

Wir haben es mit Christiaan Barnard zu tun, der die erste, letztlich missglückte Herztransplantation wagte. Hat er sich zu viel angemastet? Wer darf über Leben und Tod entscheiden? Extrem, aber exemplarisch für die Moderne – das gilt auch für die weiteren. Der Mezzosopran steht für die Mutter eines Jugendlichen, der an einer texanischen Schule 19 Kinder erschoss, der Tenor für den Poeten Thom Gunn, der seinen an Aids sterbenden Partner aus Angst vor Ansteckung und Outing verleugnet, und der Sopran für Virginia Woolf, die ihrer Depression und dem Lärm im Kopf durch Suizid entflieht.

Die szenische Anlage für Verdis «Requiem für die Lebenden» stammt vom polnischen



Virginia Woolf (Hulka Sabirova und Emily Pak) und Ohren aus Wachs.

Regisseur Krystian Lada. Den Tag des jüngsten Gerichts sieht er als Situation, «in der man sein eigenes Leben nochmals von aussen sehen kann». Er imaginiert das «Fegefeuer», eine Zwischenwelt, in der die Menschen über sich selbst urteilen, anderen und sich selber verzeihen.

In manchen Momenten ist diese ethische Dramatik von grosser Überzeugungskraft. Da sich ihre faktischen Voraussetzungen erst im grossen gesprochenen Block in der Mitte zwischen Dies-irae-Sequenz und Offertorio offenbaren, bleibt im ersten Teil aber auch vieles im Dunkeln, was an Aktion zwischen den Gesangssolisten und ihren jeweiligen schauspielerischen und tänzerischen Alter Egos zu sehen ist.

Im Kampf mit sich

Als diese Alter Egos der zweifelnden, hadernden, verängstigten und mit sich kämpfenden Menschen sind Markus Schäfer als Christiaan Barnard, Chantal Le Moign als Mutter des Amok-Schützen, Christian Hettkamp als Thom Gunn und Emil Pak als Virginia Woolf mit im Spiel. Hinzu kommen für die einzelnen Erzählungen weitere Darstellerinnen und Darsteller, und es gehört zum körper- und bewegungsbetonten Ausdrucksspiel, dass Schauspiel, Tanz und Musiktheater ineinander fliessen

und sich Aufgabenbereiche und Spartengrenzen auflösen.

Lada und seinem Team gelingt so eine szenische Vision, die Verdis Komposition im grossen Bogen intakt lässt und das bild- und sinnhafte Geschehen mit ihr in einer stilistisch kompakten Theatralik amalgamiert. Die Lichtgestaltung (Aleksandr Prowalinski), die den Zuschauer im opaken Zwielflicht mit einbezieht, trägt das ihre dazu bei. Ob das Sichtbare für sich genommen auf der Höhe des Hörbaren ist, fragt man sich da und dort auch, etwa bei der Fröhlichkeit zur Sanctus-Fuge oder bei der Aufstellung des Ensembles zum «Agnus Dei», dessen wunderbare melodische «Monotonie» optisch zum Leerlauf mutiert.

Schade ist auch, dass der packende Auftritt des Chors durch das Geräusch seiner Schritte auf dem klebrigen Boden über dem Orchestergraben (gewollt?) getrübt wird. Was die sechzig Stimmen nämlich an dynamischer Klangintensität über alle Grade der Dynamik und eben auch im Pianobereich präzise beherrschen, ist enorm und wird durch die Nähe zum Publikum (das Orchester für einmal hinter dem Chor) noch aussergewöhnlicher.

Rein akustisch hätte man den Chor gern so auch nach der Dies-irae-Sequenz erlebt, aber

im zweiten Teil steht er hinter dem Orchester und unsichtbar wie dieses hinter einem Vorhang. Der Dirigent mag für die Sanctus-Doppelfuge um die veränderte szenische Anordnung froh sein, aber sie ist auch begründet. Mit Offertorium, Agnus Dei und Lux aeterna folgen Soli und Ensembles der Protagonisten, bei denen der Chor pausiert.

Verdi-Theater?

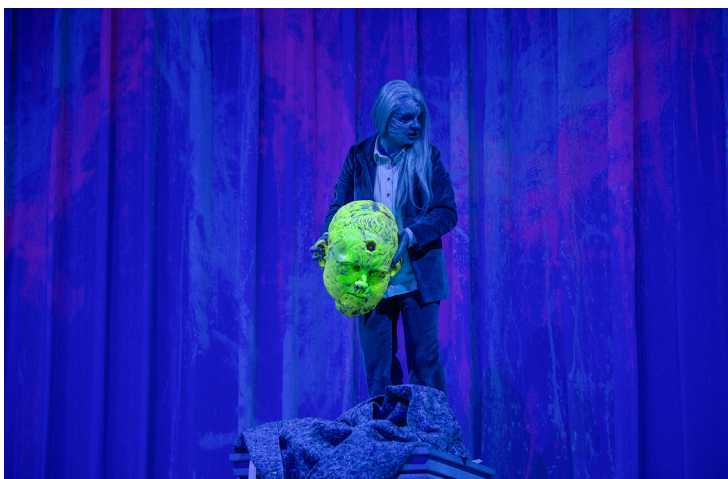
Unter sich und im Dialog mit dem Orchester agiert das Soloquartett durchwegs auf der Höhe der Aufgabe und mit der Ausdruckfülle, die an Verdis Opernfiguren denken lässt. Hulka Sabirovas lichtvoller Sopran, Marina Bellis glühender Mezzosopran, Christopher Sokolowskis emphatischer Tenor und Kristján Jóhannesson energischer Bariton – sie alle sind im Verdi-Theater offensichtlich zu Hause, wie auch ihre künstlerische Vita zeigt.

Bleibt die Frage, inwiefern das «Requiem» zu Verdis Theater gehört. Falls er für die Vertonung des Requiem-Textes Inspiration in konkreten Stoffen überhaupt gesucht hat, so wohl nicht bei seinen Opersujets, sondern in der Dichtung des von ihm zutiefst verehrten, ja geradezu heiligen Nationaldichters Alessandro Manzoni, zu dessen Andenken er das «Requiem» komponierte und zum ersten Todestag am 22. Mai 1874 in der

Kirche San Marco in Mailand aufführte. Im epochalen Werk, dem Roman «I promessi sposi» gibt es die Lichtgestalt der Lucia, die in Leidenschaft verstrickte Nonne von Monza und auch die Verdis Stimmtypologie entsprechenden Männer.

Mit Manzoni's Roman als Opersujet hat Verdi geliebäugelt, aber er hat die Finger davon gelassen. Es mag naheliegender sein, aus dem «Requiem» den dramatischen Reflex davon herauszulesen. Die Inszenierung im Theater St. Gallen führt diese Spur in die Gegenwart künstlerisch eigenwillig und mit Gewinn für die Interpretation des rahmensprengenden Werks weiter. Empfindet man ihre Ausdruckssprache teils vielleicht als verrätselt, bleibt als ihre einleuchtende Kraft die realistische Grundierung. Einzelschicksale stehen für grundsätzliche Aspekte im Fokus. In der Form von in Wachs gegossenen Plastiken (Tomasz Mrósz), – dem Kinderkopf für die Mutter, ein Herz für Barnard, ein Torso für Gunn und ein Paar Ohren für Virginia Woolf – kommt deren Bürde ins Spiel, um langsam zu zerfliessen.

Herbert Büttiker



Hat sie ihren Sohn zu wenig geliebt? – Martina Belli und Chantal Le Moign in der Rolle der Mutter des jugendlichen Attentäters in Texas.